

Zorn

Autor(en): **Müller, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751390>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gesehen, allerdings verbunden mit einem komplizierten Durchführungsmechanismus, was ihren Wert etwas beeinträchtigte. Für die durch Initiative hervorgerufenen Gesetze hätte sich außer dem Gesamtmehr der Schweizerbürger auch eine Mehrheit der Standesstimmen aussprechen müssen, um ihre Annahme zu sichern.

Die ständerätliche Kommission wollte von einem obligatorischen Referendum, selbst auch nur für eine beschränkte Zahl von Gesetzen (Rechtseinheit) nichts wissen und beschloß, ein fakultatives Referendum für alle Bundesgesetze und für Bundesbeschlüsse, deren Ausführung mehr als eine Million Franken beanspruchte (sog. Finanzreferendum) in Vorschlag zu bringen, unter der Voraussetzung, daß 50,000 Schweizerbürger oder 5 Kantone die Volksabstimmung jeweils verlangen würden. Die Volksinitiative ließ man fallen. Dieser ständerätliche Kommissionsantrag enthielt u. a. die Grundlagen des Referendums, wie wir es heute besitzen, mit dem Unterschied, daß die nötige Unterschriftenzahl seither um 20,000 herabgesetzt und das Finanzreferendum beiseite gelassen wurde, sowie daß man auf die Ständemehrheit bei Gesetzen verzichtete. Diese Haupterrungenschaft der Ausschcheidung des Ständevotums für Gesetze fand schließlich Aufnahme in die dem Schweizervolk 1872 vorgelegte Verfassung, wonach Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse nicht dringlicher Natur nur noch dem Volke, nicht aber den Kantonen zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden mußten, sofern 50,000 Bürger oder 5 Kantone es verlangten. Damit war das heutige fakultative Referendum im Prinzip formuliert. Die Verfassung von 1872 wurde aber leider vom Schweizervolk verworfen. Erst beim zweiten Ansturm zwei Jahre später wurde die dem demokratischen Zuge der Zeit entsprechende Neuerung mit der revidierten Bundesverfassung in Kraft erklärt.

Zorn



Gemach, gemacht.

Ich habe eine Frau, die mich verwöhnt.

Ich habe Kinder, die über alles zärtlich gegen ihren Vater sind.

Ich habe Freunde, welche mich auf den Händen tragen.

Herr im Himmel, hör' ich rufen, hat's der Kerl aber gut!

Wo viel Licht ist, ist viel Schatten.

Versucht's einmal an meiner Stelle. Versucht's einmal, den ganzen Tag nur liebe Worte anzuhören. Und immer wieder liebe Worte. Und hint und vorne lieber Vater sein. Und nichts als lieber Vater. Und teurer Freund und edler Zeitgenosse immerzu benannt zu werden. Versucht's einmal!

Ich kannte einen heiteren Alten, der nicht in den Himmel kommen wollte. „Nein“, hat er abgewehrt und sich gekraut am Hinterkopfe, „nein — wissen Sie, den ganzen Tag nur Halleluja singen . . .“

Nun ist's ja richtig, ganz so fromm geht's gar nicht zu bei uns zu Hause. Indes, indes . . .

Sehen Sie, ich kannte einen andern, der einmal vier Wochen lang in der Gesellschaft von drei Damen reiste. Er kam zurück mit grauen Haaren:

„Denken Sie sich“, hat er mir verzweifelt anvertraut, „vier Wochen lang in einer Tour nur liebenswürdig sein zu müssen, und nichts als liebenswürdig vom Morgen bis zum Abend — o, es war schrecklich.“

Nun aber liegt die Sache so: Aktiv liebenswürdig sein zu müssen, ist nicht halb so schlimm als passiv sich beliebendwürdig zu lassen. Wohlverstanden — auf die Dauer. Der Ton liegt auf der Dauer.

Vorübergehend Hahn im Korb zu sein, vorübergehend angehocht zu werden — Spaß, nichts weiter. Aber jahrelang kandierte zu werden, bis man nicht mehr schnaufen kann vor zugeklebten Poren, jahrelang nur angehocht zu werden — Kinder, das ist eine böse Sache. Fragt nur die Könige und Fürsten. Sie haben nichts mehr Menschliches mehr an sich am Ende.

So — das Terrain ist abgesteckt. Wir haben uns verstanden. Nun werden Sie es auch begreifen, wie es mir ergehen mußte. Mir, dem Opfer steter Liebenswürdigkeit und nimmermüder Güte.

Nicht, als ob ich nichts vertragen könnte. Ich bin gewohnt, vier Wochen lang und unentwegt das Zuckerbrot aus süßer Hand zu fressen, einem braven Vöglein gleich. Mit keiner Wimper zucke ich beim Schlecken.

Von Frau und Kind und Freunden laß ich mich mit Liebenswürdigkeit umwickeln, bis ich einem gefüllten Rahmstrudelteig mit Rosinen und Zibeben zum Verwecheln ähnlich sehe. Bis alles pappt an mir. Bis die Kinder auf der Straße, wenn sie mich berühren, Honigfäden aus mir ziehen können. Bis meine Augen so umpolstert sind von dicker Güte, daß ihnen das Leben nur mehr in der verschwommenen Form eines allgemeinen Himbeergelees erscheint.

Dann aber kommt der Zeitpunkt, wo mit elementarer Wucht der Selbsterhaltungstrieb durchbricht. Dann kommt der Morgen, wo ich mit gekrümmtem Rücken aus dem Bette steige. Wo sich mir unterm Rahmstrudelteig die Widerborsten sträuben. Wo ich eklig, widerhaarig werde. Wo ich von dem Frühstückstisch ans Fenster trete, mit verkniffenen Augen in die warme Sonne sehe, wo ich unwirsch rufe:

„Donnerwetter, ist schon wieder schönes Wetter heute?!“ Worauf mir meine Gattin allerdings erwidert:

„Freilich, lieber Mann — natürlich, lieber Mann — selbstverständlich, lieber Mann.“

Was nützt es mir dann weiter, daß ich meinen Kindern resolute Prügel für nichts und wieder nichts in Aussicht stelle, nur um aus der Zuckerhaut herauszukommen? Nichts nützt es mir.

„Gerne, lieber Vater“, sagen diese kleinen Bestien, indem sie sich entgegenkommend rückwärts so verbeugen, daß sie mir das Überlegen noch ersparen. Und solche Prügel sollen einen Christenmenschen freuen? Für die Kaze sind sie, für die Kaze, und ich fange lieber gar nicht an mit Prügeln.

Wütend schieße ich ins Stamm-Café, wo jene Freunde sitzen, welche mich auf Händen tragen. Noch bevor ich sitze, breche ich den nächsten Streit vom Zaune.

„Hör mal, Bannermann — ganz unter uns — du brauchst es niemand weiter zu sagen“, sage ich, „du bist ein Esel, Bannermann, ein kompletter Esel.“

Und was tut der Bannermann? Ei, ins Gesicht springt er dir, sagt ihr, fordern wird er dich, eine runterhauen wird er dir. Ja ja, so sagt ihr wohl. Als ob der Bannermann, der brave Bannermann mir so was gönnte. Lächeln tut er, lächeln, weiter nichts als lächeln, und dazwischen murmeln:

„Wenn du es sagst, mein Lieber, so wird es wohl so sein — ja ja, ich bin ein Esel — recht hast du, edler Freund.“

Und die anderen im Kreise nicken.

Was hilft es weiter, daß ich sage, ich hätte einen grünen Hund gesehen und eine elektrische Bogenflamme zwischen den gestäubten Buckeln zweier Dickschwanzkazen. Was hilft es, daß ich ihnen eine Lüge nach der andern schlucken lasse. Eine dicker, eine unverschämter nach der andern?

„So“, sagen sie nur freundlich und mit unwandelbarer Liebe, „so — so, das ist ja interessant — wirklich interessant.“

Und dann reißen sie sich darum, meine Kaffeetasse für mich auszulegen, wenn ich fortgegangen bin, absichtlich ohne zu bezahlen. Ich bitte Sie, was soll man nun mit Freunden machen, die einem alle Lügen glauben? Ist es da vielleicht ein Spaß zu lügen?

Was nützt es, frag ich, wenn ich noch mit einem letzten Funken Hoffnung in die Wohnung laufe, mit meiner Eisensfaust auf den gebrechlichen Nähtisch meiner Frau schlage und dazu brülle:

„Kreuzteufel übereinander!!!“

Ich frage Sie, was soll's mich nützen, wenn mir meine Gattin daraufhin freundlich durch die Locken streicht und ein Viertelliter heißen Lindenblütentee vor Schlafengehen an mein Bett bringt?

Verstehen Sie nun endlich, daß ich da am andern Tage mit einer heroischen Gebärde auf die Straße renne, um dort zu suchen, was mir der Meinen Güte konsequent und unerforschlich vorenthält: Die lichte Flamme des blanken Zorns, der mir die sämtlichen Lagen des gefüllten Rahmstrudelsteigs mit Rosinen und Zibeben glatt vom Körper brennt?

Verstehen Sie nun endlich, daß ich mich mit geheimen Wonneshauern auf den Kreuzungspunkt am Bahnhofplatz stelle, unbeweglich in den Himmel starre, angeblich, um den Durchgang der Venus am hellen Tage zu beobachten, und auf diese Weise im Handumdrehen dreiundzwanzig Automobile, siebenunddreißig Frachtwagen und dreiundsiebzig Fußgänger zum Halten bringe? Worauf ich nach geraumer Zeit mit wurschtiger Gebärde auf die Seite trete, so daß eine Flut schimpfender, wütender Menschen an mir vorüberzieht und mich regaliert mit:

„Sie Himmelhund!“

„Sie Trottel!“

„Sie dreidoppeltes Kamel!“

„Sie ausgestopfte Angorafaz, Sie elendige!“ Und noch hundertachtzig andere Flüche und Verbalinjurien.

Können Sie es nun verstehen, wie meine zornverdorrte Seele all diese Substantiva, alle diese Adjektiva in sich einsaugt wie ein trockener Schwamm das Wasser? Können Sie verstehen, wie wohligh diese Flut des Zorns an mir herabrinnt?

Aber noch habe ich nicht genug. Noch habe ich lange nicht genug. Ich

gehe, schon elastischer geworden, in den Stadtpark, wo um diese Zeit der Bürgermeister seinen gewohnten Verdauungsspaziergang macht: Siebzehnmal um den äußeren Kiesweg herum.

Ich kenne den Bürgermeister nicht. Und der Bürgermeister kennt mich noch viel weniger. Aber das schadet nichts. Im Gegenteil, das ist ja gerade famos. Woher nähme ich sonst den Mut, schon bei der ersten Runde an ihn heranzutreten und zu sagen:

„Sie gestatten — mein Name ist Müller.“ Und bei der zweiten Runde abermals an ihn heranzukommen und zu wiederholen:

„Sie gestatten — mein Name ist Müller.“ Und bei der dritten Runde wieder:

„Sie gestatten — mein Name ist Müller.“ Und so fort bis zu der dreizehnten Runde. Zur vierzehnten Begrüßung gelange ich nämlich nicht mehr. Denn bei der dreizehnten Runde schon fangen unseres Bürgermeisters Augen an zu kugeln, so zu kugeln, sag ich Ihnen, daß man sie mit Leichtigkeit an der Militärknopfgabel hätte puken können.

Ein anderer Herr, der dabei stand, suchte zu vermitteln:

„Meine Herren, entschuldigen Sie, ich glaube, ich meine, ich vermute, hier ist ein Mißverständnis . . .“ Und schon bekam ich's mit der Angst, es möchte ihm gelingen, eine verwaschene Geschichte mit gegenseitigen Ehrenerklärungen und verschwommenen Händedrücken draus zu machen.

Ich wehrte ab.

Worauf der sonst so höfliche Bürgermeister etwa so begann:

„Sie — Sie Saukopf Sie, Sie damischer . . .!“ und so weiter. Gewiß, er hätte mich ja auch verhaften lassen können, der Bürgermeister, anstatt mir einen Saukopf nach dem andern an den Kopf zu werfen. Aber was hätte er davon gehabt? Mit einem ordentlichen

„Sie, Saukopf Sie!“

macht man sich ganz anders Luft als mit einem blöden Prozeß. Und vor allem: was hätte ich davon gehabt? Was hätten mir die paar Tage Arrest genügt? Nichts, rein gar nichts. Sinegen der

„Saukopf, der damische!“,

den laß ich mir gefallen, der hat mir wohl getan, der hat mich erquickt, der hat

mich regeneriert, der hat mich zum guten Teil kuriert von der — von der Zuckerkrankheit.

Zum guten Teil, sage ich. Ganz war sie noch nicht geheilt. Dazu war viel zu viel an Liebenswürdigkeit und Brüderlichkeit und Nettigkeit und Gemütlichkeit in mich hineingestopft worden.

Also ging ich in ein Kaffeehaus und lauerte darauf, bis einer die „Frankfurter“ beim Ober bestellte. Worauf ich an den Zeitungsständer schoß und mir selbst die bestellte Zeitung sicherte. Mit ihr bewaffnet, setzte ich mich breit und ehern einen Tisch weit weg vom anderen Besteller und fing gründlich an zu lesen. Ich begann gewissenhaft beim Datum, studierte die Abonnementsbedingungen und war nach einer halben Stunde glücklich bis zum zweiten Absatz des Leitartikels vorgerückt.

Dann kam der Ober mit einer Botschaft vom andern Tisch:

„Ob ich nicht auf einen Augenblick die „Frankfurter“ . . .“

„Bedaure“, sagte ich, „belegt!“

Nach einer weitem Viertelstunde war ich bei den „Nachrichten aus dem Reich“, bohrte ein feines Löchlein durch die „Letzten Telegramme“ und konstatierte daß der Mann am Nebentische bibberte vor Ungeduld. Richtig kam der Kellner wieder.

„Ob ich nicht —“

„Nein“, sagte ich, „ich bin beim Feuilleton.“

Nach einer weitem Viertelstunde wurde der Mann drüben blau im Gesicht, dann grün, dann gelb. Und als ich gegen die Dämmerung zu beim nicht-redaktionellen Teil angelangt war, stand der Mann auf, ging auf mich zu, sagte matt und feierlich

„Sie Schuft“, und bibberte zur Türe hinaus.

Ich wurde wieder froh. Zugeschüttete Brunnen, gemütsverfilzte Quellen brachen wieder in mir auf. Und wieder ging ein Stück der Zuckerkrankheit fort.

Nicht lange darnach wurde ich einer dummen Gans vorgestellt. Ich sagte ihr das wahrheitsgemäß nach dem dritten Satz. Nämlich, daß sie eine dumme Gans sei.

Ein wenig später fragte ich meinen Friseur, ob es wahr sei, daß er einen Wasserkopf habe.

Dann kam Besuch zu uns.

„Ich störe doch nicht?“ fragte der Besuch.

„Doch“, sagte ich wahrheitsgemäß.

Abends saß ich neben einem Herrn im Parkett, den ich fragte, wer eigentlich der Mann mit dem schafsmäßigen Gesichte in der dritten Loge wäre. Er erklärte mir, das sei sein Bruder. Worauf ich sagte, daß ich diesen gar nicht meine, sondern den gespreizten Sabbergreis daneben. Das sei sein Vater, hieß es.

In allen diesen Fällen gab es wundervolle Zorneslichter. Vom verschwelten bis zur reinen Flamme. Und als ich schlafen ging an diesem Tage, war meine Seele ausgewickelt aus den Zuckerhüllen. Ich war wieder ein frank und froher Mensch mit einer heilen Haut. Die Welt erschien mir wieder als die alte frische Welt mit Stacheln und mit guten Tücken dicht neben brävlischen Vergißmeinnichtrabatten, und nicht mehr als eine dumpfe Himbeermarmelade.

Und in derselben Nacht hatte ich einen Traum: Ich war wieder in der Schule. Zum dreizehnten Male wurden die unregelmäßigen Verben auf „—ir“ repetiert. Die graue Langeweile hing über dem Schulbetrieb. Bei der vierzehnten Repetition kam ich an die Reihe. Da sagte ich mit Absicht alles falsch.

Ei, was stieg da für eine wundervolle Lohe ins Gesicht des sonst so langweiligen Lehrers. Ein wilder Bergbach brach aus altem ausgewaschenem Gestein. Bläulich stieg's ins Weiß des Auges. Mit Verzückung sah ich dem Lehrer ins Gesicht. . . . Und war wieder genesen von einem monatelangen grauen Schulelend.

Dann verschwand die Schule in dem Traume. Eine Vision erhob sich. Der Zorn ging durch die Welt. Ich kann es nicht beschreiben, wie schön das war. Flammengarben schossen auf zum Himmel. Und wie der Zorn über den Erdgürtel wanderte mit den Riesenfüßen, mit den hurtigen, da trockneten die Sümpfe unter seinen Tritten, da fiel dürres Holz von guten Stämmen, da warf die Kreatur verschrumpfte Häute ab, da schoß das Jungholz in ganzen Wäldern auf aus aufgerissenem Boden, Getreidemeere wallten auf aus dürren Ackerfurchen . . .

Fritz Müller

